**Zeitschrift:** Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

**Band:** 15 (1931)

**Heft:** 7-8

Artikel: Ferienbetrachtungen

Autor: Inderägerten, Peter

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-419690

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

denkt man an die Zukunft und sucht die alte, muffige Kruste philisterhafter Borurteile zu sprengen". Wohl verstanden: das steht nicht etwa in einer sachlichen Bergleischung der verschiedenen Urten von Deutschschweizern, die gewiß alle ihre guten und ihre weniger guten Eigenschaften haben; er läßt an den Baslern kein einziges gutes Haar, sondern wigelt nur (vielleicht aus irgendwie verletzer persönlicher Eitelkeit) in diesem "hämisch vergisteten" (also mehr "baslerischen") Tone über sie. Als er das schrieb (1913), war er gerade so alt wie Eugen Wegmann heute (nämlich 33), aber keiner der beiden Zürcherscheint den "jugendlich derben" (also "zürcherischen") Ton gefunden zu haben . . . "jugendlich" schon, das wollen wir ihnen schließlich lassen. — Gegensäte berühren sich oft.

# Ferienbetrachtungen.

Wer mit dem geschulten und geschärften Sprachempfinden eines Sprachvereinlers in die Ferien geht, erwartet nicht viel Erfreuliches auf dem Gebiete unserer Bestrebungen. Wir alle kennen die Verhältnisse gut genug, um zu wissen, wie schlimm unsere Sache steht.

Die paar Ferientage, die mir jährlich vergönnt sind,

wollte ich dieses Jahr am Thunersee zubringen.

Bon Burgdorf fuhr ich durchs Emmental nach Thun. Mein Zug hatte sofort Amschluß; ich hätte sonst nicht unterlaffen, dem kleinen Säli im Hotel Guggisberg einen Besuch zu machen, wo wir, eine bleine Schar, vor sechs= undzwanzig Iahren unsern Verein gegründet haben. Mit Wehmut gedachte ich der Mitkämpfer, die schon aus unserem Kreise geschieden sind: Dr. Ris, Dr. Lauterburg, Jul. Klaus, der rastlos tätige Brodbeck und unser getreuer Eckart: Dr. Stickelberger. Wir träumten damals, in wenig Jahren werde unser Bund 3000-4000 Mitglieder zählen, und nun sind wir erst gut 400. Ist es eigene Schuld, eigenes Berfagen? Werden unfere Kinder in kommender Notzeit uns Borwürfe machen, wie die heutige Jugend im Reiche dem Geschlechte vor 1914, das eine unwiederbringliche Zeit in Reichtum und Wohlleben vertändelte?

Ich konnte mich an der prächtigen Landschaft des Emmentals nur freuen; denn die französische Tünche, die dort wohl auch vorhanden sein wird, war von der Bahn aus nicht zu sehen. In Thun, wo ich zum ersten Male war, freute ich mich an den schönen alten Häusern und nicht minder an der kräftigen Entwicklung, in der die Stadt begriffen ist. Ein prächtiges Bild deutschschweizerischer

Bodenständigkeit und Betriebsamkeit.

Aber wie konnte es nur kommen, daß fämtliche Aufschriften, auch die bedeutungslosesten, französisch sind, daß sich Geschäftsinhaber auf ihre gut deutschen Namen den üblen Gefinnungsstrich aufsetzten (Moeglé, Hoeflé)? Wie ist es nur möglich, daß ein so tüchtiges Volk das Bewußtsein von seiner Sprache und Eigenart in diesem Maße verlieren konnte? Die Erklärung, die Schweiz sei eben Jahrhunderte lang französischer Bafallenstaat gewesen, und das habe unser Selbstbewußtsein ertötet, genügt nicht. Es sind doch immerhin 120 Jahre, seitdem man uns aus dieser Fremdherrschaft befreit hat. Ein großes, dickes und durchaus nicht deutschfreundliches Zürcher Blatt bezeichnet diese Fremdländerei als schweizerischen Knechtessinn. Ich kenne auch sehr wohl die landläufige Begründung, es kämen eben sehr viele Franzosen und Engländer zu uns, auf diese muffe man Rücksicht nehmen. Ein reiner Geschäftsstandpunkt, den man aber nur in beichränktem Maße gelten lassen kann!

Ueber die höchst eigenartige Himmelstreppe gelangte ich zu dem schönen alten Schloß. Ueber dem Torbogen heißt es: "Historisches Museum — Musée historique." Muß das auch sein? Würden die Engländer und Franzosen, die doch immerhin noch ihren roten Baedeter in der Tasche haben "Historisches Museum" nicht verstehen und in einer deutschsprechenden Gegend nicht begreisen? Oder glaubt die Stadt Thun oder der Staat Bern oder wem das Schloß gehören mag, durch diese Liebedienerei ein paar armselige Franken mehr Eintrittsgeld einzunehmen? Und hält man im Welschland etwa Gegenrecht?

Meinen Aufenthalt nahm ich in einem mittelgroßen, von einer Bernerfamilie gut geführten Gasthofe am rechten Seeufer. In dem Gafthofe waren zur Zeit, als ich dort weilte, außer einer Genfer Lehrerin nur Reichs= deutsche und Deutschschweizer. Eines Abends fragte ich den Gastwirt, warum sich in seinem Sause nur französische Ueberschriften fünden. "Salle à manger, Bains" usw. Er gab mir, etwas unsicher geworden, die übliche Erflärung von den vielen Fremden, die nicht Deutsch könnten. Ich ließ die Sache damit bewendet sein und machte keine Gegenbemerkung. Ein paar Tage später brachte ich an der Abendtafel das Gespräch auf diese Frage. Eine Frau aus Bern meinte, es kömen eben gar viele Welsche an den Thunersee, da müsse man Rücksicht nehmen; denn diese seien empfindlich. Ein Serr aus dem Badischen bemerkte, ihm sei das "ganz egal", sie hätten wirklich (gegenwärtig) in Deutschland so guten Französischunterricht, daß sie das Französische gut verständen. Ein Frankfurter hieb in die gleiche Kerbe und meinte verstärkend, er kenne in Frankfurt z. B. verschiedene Damen, die sogar besser französisch als deutsch sprächen usw. — Ich enthielt mich nach meiner Unregung aufs forgfältigste jeder Bemerkung, da es mir nur darum zu tun gewesen war, festzustellen, wie die andern denken. Die Aeußerungen sind bezeichnend genug.

In den Dörfern sah ich auf Wegweisern häufig das Wort: "D'Ländte". Als Deutschschweizer konnte ich schon ausrechnen, was das etwa bedeuten mochte; aber ob dies die Franzosen und Engländer und die Welschen, die so empfindlich sind, können? In Oberhofen waren auf einem Pfosten zwei Tafeln angebracht; auf der einen hieß D'Ländte", auf der andern: "Tramstation". — Jedes Mitalied des Sprachvereins merkt, was für Kräfte da am Werke waren. Eine übermäßige Wertschätzung der Mundart bewirfte, daß man unser gemeinschweizerisches Wort "Schifflände" als fremd empfand und es durch das, wie es scheint, dort gebräuchliche "Ländte" ersette. Es ift sicher nicht ohne Bedeutung, daß sich der Born der Mundartfreunde wohl gegen das etwas anders lautende deutsche Wort, nicht aber gegen die Fremdwörter: "Tramstation" wandte. Es geht mir, wie es dem Dichter J. B. Widmann ging, der etwa um 1900 im "Bund" schrieb, er sei seiner Lebtag für die Mundart eingestanden; nun er alt geworden sei, müsse er dazu übergehen, sie zu befämpfen. Der Fall ist so ungeheuerlich, daß es unsern Berner Freunden sicher gelingen wird, Abhilfe zu schaffen.

Im Bahnhof Spiez ist eine große Aufschrift "S. A. Librairie, Edition Bern" (das e an Berne fehlt; weil — der Maser die Buchstaben nicht richtig eingeteilt hatte und fein Plat mehr dafür vorhanden war). Im Bahnhof Interlasen ist die gleiche Aufschrift, nur hat hier das Schluße von Berne Plat gefunden. Da hier beigefügt war: "anc. F. Zahn, Berne", begriff ich, daß unser alter Freund aus Neuenburg sich in diese Gesellschaft verwandelt hat.

Das mag genug sein, oder soll ich weiter erzählen, daß die Berhältnisse am Bierwaldstättersee nicht besser sind, daß mir der Hotelier Meier ("Propr."!) eine nur französisch ausgestellte Rechnung mit dem Vermerk "pour acquit" aushändigte, oder daß über der behaglichen Gaststube eines Wirtshauses in dem vom Fremdenstrom nur wenig berührten Flecken Schwyz auch nur "Salle à manger" zu lesen ist? Nein, es ist genug, mehr als genug!

Es liegt an uns, eine Wendung herbeizuführen. Wo ein Wille ist, ist ein Weg! Mit den paar Franken Jahres= beitrag ist unsere Pflicht unserem Volke gegenüber nicht erfüllt. Wir müffen jeden Tag, jede Woche etwas für unsere Sache tun. Gewiß ist es nur Rleinarbeit, was wir tun können; aber die Summe wird hinreichen, um zu

retten, was noch zu retten ist.

Beter Inderägerten.

# Aus dem schweizerischen Idiotikon.

108. Heft. Huber u. Co., Frauenfeld.

Schier das halbe Heft (famt dem Schluß des vorletten) handelt vom Spiel; dieses muß also für die Schweizer große Bedeutung haben. (Landschaftlich kommt auch "Gspiel" vor, wie "Spiel" mit langem und mit kurzem i. Mehrzahl lautet gleich, kann aber auch ein er annehmen; im Toggenburg z. B. macht man "Gspieler", im Lötschen= tal sogar "Spiltini".) Zunächst, aber verhältnismäßig selten, bedeutet es nur "freie, ungehinderte Bewegung" im "Spielvaum"; z. B. kann ein Maschinenteil, eine Feder zu wenig und ein Artstiel zu viel Spiel haben. Die Waage braucht nicht zu "balancieren", wenn sie nur "spielt"! Der Zürcher Dichter Hadlaub (um 1300) braucht das Wort in diesem Sinne für den Herzschlag des Mannes beim Unblick schöner Frauen. Meistens aber bezeichnet es "eine zu eigener oder anderer Leute Unterhaltung mehr oder weniger planmäßig ausgeführte Tätigkeit" und ihr "Werkzeug". Daß es bei dieser Tätigkeit zu Sändeln kommen kann, beweist schon ein Zürcher Gerichtsurteil von 1433. Es ist auch kein Wunder, daß als Quellen dafür häufig Urteile von Chegerichten angeführt werden; so blagt eine Frau zu Dürnten um 1530, ihr Mann sei an der dortigen Kilbi "im spil" sitzen geblieben und erst "morndes" heimgekommen. Das Spiel stand unter der Aufsicht der Obrigkeit, die Bewilligungen erteilte und Bußen festsetzte. In einem Zürcher Sittenmandat von 1530 waren alle Spiele verboten, "es syge mit karten, würflen, brätspilen, schachen, wetten, keglen, grad oder ungrad ze machen..." An Kartenspielen werden etwa 20 aufgezählt, darunter natürlich der Jaß; man kann aber auch "chaiserlen, binoggeln, strumpfsecklen, troggen" (tarocen) usw. Kartenspiele während der Schlacht bei sich zu tragen, galt als gefährlich. Dagegen konnten Kartenschläger ("Spielleger") mit einem ungebrauchten Kartenspiel, das zum Nachtmahl getragen worden war, die Zukunft weissagen. Um einem Spieler das Kartenspiel zu verleiden, muß man ein von ihm gebrauchtes Spiel einer Leiche ins Grab nachwerfen! — Bei Suggenberger rühmt sich einer salschen Spiels: "B'schisse hä-mer di amig glich bim Jaffe!... De Pur und 's Rall hä-mer döne zweimol usspiele". Ein Luzerner hat aus der Burgunderbeute "nütit dann zwei kartenspil" davongetragen.

Auch für dramatische Aufführungen war das Wort sehr beliebt; nach einer Zürcher Seckelamtsrechnung von 1544 erhielten Schüler, "so des Tällen spil gespilt haben, 7 pfund zuo vereerung". In einem Meinrad-Spiel von

1576 wurde ein "intermedium oder mittelspil" eingeschoben (was wir heute ein "Intermezzo" nennen). Vom "Rößlispiel", das anderswo auch Rößliriti oder Kitschuel heißt, nimmt Josef Reinhart das hübsche Bild: "D'Jumpfere het em Bit ne Blick g'ge, 's isch g'si wie=nes Chind, wenn's vom Rößlispiel abe g'rütscht isch und me's wider ufe lüpft".

Die Bedeutung von "Spiel" hat sich schon früh ver-allgemeinert zu "Handel, Streit, Krieg"; auch geheime Anschläge nennt man so; daher die Redensart: "dem Spiel under d'Auge gseh". Noch allgemeiner ist die Bedeutung "Geschichte, Sache, Lage", die wir in der Redensart haben: "in alli Spiel" für "in jeder Hinsicht"; von einem tüchtigen Mädchen sagt Gotthelf: "Es gleitigers

Meitschi i alli Spiel git's nit".

Stark verallgemeinert ist die Bedeutung auch in .Widerspiel", das früher sehr beliebt war für "Öegenteil". In einem Tagsatzungsabschied von 1524 wird Zürich ermahnt, sich in gewissen Sändeln den andern Orten gleichförmig zu halten und nicht "im widerspil ze liggen" (heute würden wir sagen: Opposition zu machen), und 1525 behauptet man von den Zürchern, sie möchten die Beantwortung verschiedener Beschwerden "in die langen trucken spilen", d. h. auf die lange Bank schieben; man fagte übrigens damals auch schon "uf den langen bank spilen".

"Gspil" heißen dann insbesondere die regelmäßige Ge= fährtin bei Kreuzgängen und die Brautjungfer, die neben bem "Gsell" die Hochzeitsgeschäfte besorgt und z. B. in Schleitheim das Brot aufträgt. Heute heißen sie vielfach

wie hochdeutsch: Brutfüerer und -füereri).

Unverständlich ist uns "Spiel" in "Chilch-", "Chirch-Spiel" oder "-Spel" für die "Chilch-Höri", d. h. den Umfang der Kirchgemeinde und die Gesamtheit der zu ihr "Gehörigen"; es ist aber auch für das schriftdeutsche "Kirchspiel" noch nicht eindeutig erklärt.

Aus dem Artikel "Spalt" seien nur erwähnt der Salbbate-, der Rappe-, der Schwebelhölzli-, der Haar-, der Chiimi= und der Musdreckspalter für Geizhals, und der Nebelspalter, wie man, meist scherzhaft-spöttisch, den zweioder dreispitigen Sut nannte, der früher von Offizieren und Amtspersonen getragen wurde und zur männlichen Festtracht gehörte. "Bringid au en Nebelspalter", sagt man im Knonauer Amt, wenn einer altwäterische Ansichten äußert. Natürlich wird auch unsere satirische Wochenschrift dieses Namens erwähnt.

Es geht dem Berichterstatter jedesmal gleich: wenn er den Entwurf noch so kurz machen will, muß er immer wieder die Sälfte davon weglaffen, wenn der Bericht für unsern spärlichen Raum nicht zu lang werden soll.

## Briefkasten.

E. B., K. Also der historisch-antiquarische Verein Graubünden hat saut N. Z. Z. in Castaneda Grabungen unternommen, obsehon nur eine geringe "museale Ausbeute" zu erwarten war. Auch wir haben das Wort "nusseal" bei der Gelegenheit zum erstenmal gelesen und vernuten ebenfalls, es wolle andeuten, daß der Fundgegenstände für das Museum nicht viele zu erwarten waren. Auf alle Fälle haben wir unsern Wortschatz erweitert, also eine "vokabulariale Ausbeute" gemacht und sind dankbar dassitr. Das uns neue Wort läßt ungeahnte Möglichkeiten der Ausdruckssähigkeit der "deutschen" Sprache ausblitzen; man möchte sich aus Freude darüber beinahe "vinal bestrinken". Viel schwieriger ist ein anderes nigelnagelneues Wort: an einer Ausberg verbaken. teinem Ferienkurs werden diesen Sommer in Bern Vorträge gehalten über "Deontologie des Handels". Zum Glück merkt man aus dem Zusammenhang, daß nichts anderes gemeint ist als "Pflichtenlehre", aber das verstünde ja jedermann ohne weiteres; es wäre also nicht "wissenschaftlich". — Man sollte diesen Wichtigtuern einmal einen Kurs in sprachlicher "Deontologie" erteilen.